

(Nachdruck verboten.)

117

Erhaltung der Kraft.

Novelle von Eimm Kröger.

7. Kapitel.

Neue Wissenschaft.

Heinrich Matthiessen, seines Zeichens Buchhändler in der Nachbarstadt, saß in seinem Laden und las. Die Haustür ging, Heinrich Matthiessen hielt es für den Klempner, nach dem geschickt war, ein Wasserrohr zu dichten. — Es war aber ein besonderer Schritt, der Kommende stieß an die Stufe, die vor dem Laden war, und wäre bald hineingefallen.

Heinrich Matthiessen legte sein Buch weg und stand auf, den Kunden zu bedienen. Ein junger Bauer stand vor ihm. „Hal, dachte Heinrich, „Der Haustierarzt in allen Fällen“, ich verdiene dabei zwei Groschen — auch gut.“

Heinrich hatte ein kluges, durch blankte Brillengläser gehobenes Aussehen, er war gesund und frisch und rot, sein Haar war im Ergrauen, aber noch voll, auch war er im Besitz eines kleinen runden Bäuchleins.

Wenn Heinrich nach den Wünschen seiner Kunden fragte, dann legte er zwei nette weiche Hände auf die Tonbank. So tat er auch jetzt.

Der Kunde war zwar wie ein junger Bauer gekleidet, sah aber schmal und blaß und nach Stubenluft aus.

„Womit kann ich dienen?“

„Ich wollte ein Buch kaufen.“

„Da sind Sie an der rechten Stelle. Was soll das für ein Buch sein?“

„Ich will das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.“

Heinrich Matthiessen konnte sich nicht gleich finden. Ein Bauer kommt und fordert von ihm das Gesetz von der Erhaltung der Kraft?

„Was wünschen Sie?“ fragte er noch einmal.

„Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft“, wiederholte der Kunde. Heinrich Matthiessen, noch immer verblüfft, sah sich den Mann genauer an.

„Kennen wir uns nicht?“ fragte er. „Sind Sie nicht ein Uhrhammer von Altenhof?“

„Das bin ich.“

Der Klüterer-Klaus hatte, wie jung er auch war, in der letzten Zeit scharfe Büge bekommen, von der Nasenwurzel her lief eine Falte über die Stirn. Er verbreitete Holzgeruch, seiner Haut fehlten überall die vollen, von Wind und Wetter hervorgerufenen Bluttöne. Nun stand er, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu kaufen, in Heinrich Matthiessens Laden.

„Sie beschäftigen sich mit Maschinenbau, nicht wahr?“

Klaus Uhrhammer lachte bitter auf.

„Ja“, antwortete er, „ich habe ein gut Teil meines Lebens verklütert, ich wollte eine Maschine erfinden, die, wenn sie erst in Gang gebracht ist, immerlos von selbst weiterarbeitet. Und nun habe ich gelesen und gehört, daß das gar nicht geht, daß das gegen das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist und daß ich ein Narr gewesen bin, und das wollte ich gerne aus dem Grunde erforschen. Haben Sie das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wo man aus sieht, ob ich im Recht bin oder im Unrecht?“

Es war so, wie Klaus erzählte. Seine Maschinen und Schwungräder waren immer größer geworden, ganze Tage hatte der Tordrechler mit ihm zusammen gearbeitet. Je größer die Schwungräder, um so größer die geheimnisvolle Kraftquelle, redeten sich die Wäfler ein. Aber die Kraft sichtbar machen, sie gerinnen lassen, darum handelte es sich.

Aber bei seinen Arbeiten war unserem Klaus Uhrhammer Beiläufig etwas gelungen, was nicht jeder konnte. Er hatte die Zurückführung der täglichen ländlichen Arbeiten wie Buttern, Dreschen und Hackelschneiden auf ein gemeinsames Triebwerk zustande gebracht. Windmühlensflügel sollten aus der Hausfurst ragen, bei starkem Wind hoffte er mit dieser Kraft auszukommen, bei weniger günstiger Witterung sollten Hilfskräfte angewendet werden. Er und sein Gehilfe hatten dazu ein sauberes Modell gemacht. Klaus legte aber nicht

viel Gewicht auf diese Erfindung, das Modell stand in der Ecke der Klüterer-Kammer. Es war zurückgeschoben; wichtiger als jede Einzeltat, unendlich höher war das andere, war das, was die Welt auf eine neue Grundlage stellen wird . . . war die neue Kraft, die nur noch handfest zu machen.

Aber eines Tages war ein schmales Heftchen ins Haus geflattert, eigentlich nur ein paar Blätter, die den Titel führten: „Einiges über die Gesetze in den Vorgängen der Natur, vollständig dargestellt von Doktor Heinrich Suppert.“

Klaus hatte das Heft gelesen und daraus entnommen, daß das, was er bezweckte, dem Gesetz der Erhaltung der Kraft zuwiderlaufe.

Er las und las sich um sein Glück. Hätte er weniger natürlichen Verstand gehabt, so wäre er vielleicht mit dickem, dummen Lachen darüber hinweggekommen. Bei ihm aber kam sein kluger Kopf darüber her, sah die Gründe, wog sie und sagte seinem Herrn, daß der Mann, der durch das Buch zu ihm spreche, was davon verstehe, daß die Sache mit der Kraft nicht so einfach sei, wie er sich vorgestellt habe, und daß das, was man Wissenschaft nenne, ein dabei mit in Betracht kommendes Ding sei.

Geradezu wie körperlicher Schmerz wirkte auf Klaus Uhrhammer eine Anmerkung, worin über die armen Narren gespottet wurde, die an dem durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft geradezu verbotenen Unterfangen, ein Perpetuum mobile zu erfinden, ihr Leben verzettelten. An den näher beschriebenen Phasen dieser Erfinderkrankheit erkannte Klaus sich selbst — Zug für Zug. Da war es mit seiner Zurechtfindung zu Ende. Er hatte das Gefühl, als wenn er an hoher Turmwand auf einem schmalen Brette stehe und das Brett unter seinen Füßen weiche.

Indessen noch hing er an einem Bandhaken seines Gerüsts . . . Er wollte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft selbst kennen lernen, es selbst lesen. Vor allen Dingen — Wahrheit, Aufschluß, sei es auch in einem ihm durchaus unerwünschten Sinn. So war er ausgegangen, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu kaufen und nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis alles klar sei.

„Ich habe gelesen“, wiederholte Klaus, „mein Unternehmen sei gegen das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Da will ich mehr von wissen.“

Dem Buchhändler war es bekannt, daß es so sei, wie sein Kunde vermutete, er mochte es ihm aber nicht sagen; er hatte Mitleid mit dem um seine Lebensgrundlage gekommenen Bauern. Er verschwieg, was er selbst kannte, und sagte nur: „Ich glaube, ich habe etwas, das Ihren Wünschen entspricht“ und kletterte dabei eine Trittleiter hinauf.

„Entschuldigen Sie“, fing Klaus Uhrhammer wieder an, „wie soll ich das eigentlich verstehen, das mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft? Wer ist die Obrigkeit, die solches Gesetz geben kann, daß es nicht sein darf, was ich getan habe, und daß es in der Natur nicht gilt?“

Der Buchhändler stieg die Leiter hinab, ein Buch, ein gelb gebundenes, in der Hand.

„Ja, Uhrhammer“, antwortete er, „der Mann, der das Gesetz gibt, ist der, der alles erschaffen hat. Wenn es einen Gott gibt, dann ist es der liebe Gott. Und „Gesetz“ heißt in diesem Fall nur: die Gelehrten haben herausgefunden, daß es in der Natur so zugeht, nicht anders, als wenn ein unverbrüchliches Gesetz ausgegeben wäre. Die Gelehrten tun daselbe wie Sie, Sie und die anderen Gelehrten sind also Kollegen oder, wie Sie wollen, Meister derselben Branche. Der Unterschied ist vielleicht der, daß die Gelehrten ordentliche Lehrjahre bei unterrichteten Lehrherren durchgemacht haben, Sie nicht. Nicht wahr, Sie sind nur nach Ihrem Kopf gegangen?“

„Ganz und gar nach meinem dummen Kopf.“

„Uebrigens“, schloß Matthiessen, „glaube ich, daß ich hier was habe, was Ihnen nützt.“

Er stäubte das Buch ab und las den Titel:

„Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, in den Grundlagen gemeinverständlich dargestellt von Professor Doktor Markus Gosau.“

Klaus Uhrhammer nahm das Buch in die Hand und be-
sah den Titel. Und als er den Titel besah, fühlte er

nicht nur, daß es nicht sein Eigentum sein, sondern auch, daß es einen neuen Lebensabschnitt für ihr Leben werde.

Er hielt das Buch in der Hand und sah immer wieder den groß und verheißungs- und verhängnisvoll gedruckten Titel. Und dann schlug er gleich um und fing an, die Vorrede zu lesen. Die Buchstaben bewegten sich, doch behielt Klaus im Gedächtnis, es könne nicht die Aufgabe einer Darstellung wie die vorliegende sein, den Gegenstand zu erschöpfen. Aber so viel, wie ein Mann ohne Vorkenntnisse verstehen könne, so viel wolle er geben.

„Ich kann es Ihnen billig lassen“, bemerkte der Buchhändler, „es ist nicht ganz neu und doch so gut wie neu. Einen Banktaler noch altem Geld, zwei Mark fünf und zwanzig nach deutscher Reichsmünze. Wollen Sie's mitnehmen?“

Mitnehmen? Kaufen? Konnte das noch gefragt werden? Hatte er es denn noch nicht gesagt?

„Ja“, antwortete Klaus Uhrhammer. „Das versteht sich.“ Heinrich Matthiesen wollte es einpacken. — Warum einpacken? — Es mußte doch gleich wieder heraus. Es war doch zum Besen da und nicht zum Eingepackwerden.

„Da!“ Klaus Uhrhammer legte einen preussischen Taler auf den Ladentisch, griff nach seiner Mütze und ging.

„Sie bekommen siebenundeinhalb Groschen wieder heraus.“

„Tut nicht nötig.“

Klaus Uhrhammer strebte zum Laden hinaus. Aber der dicke Buchhändler war schneller als der magere Bauer. Er lief ihm mit dem Geld bis zur Haustür nach. „Nein, das geht nicht, ist gut gemeint, aber schenken lassen wir uns nichts!“ — Klaus Uhrhammer mußte die fünf und siebenzig Pfennige nehmen und war darüber sehr verwundert. Auf dem Dorf wies man Geschenke nicht zurück.

Er ging zum Tor hinaus, sah aber gleich, wo die Gärten aufhörten und die Straße nicht mehr so belebt war, auf einem Chausseebod und schlug Markus Gofaus Abhandlung über das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auf. Aber beim Lesen kam ihm, was er übrigens erwartet hatte, die Ueberzeugung, daß er aus sich allein heraus den Inhalt nicht so verstehen werde, wie er müsse. Da standen Einleitungen, da kamen Ausdrücke, deren Sinn und Zweck er nicht faßte; vorläufig ging es noch rund mit ihm herum.

„Tag, Klaus!“ sagte plötzlich eine Stimme. Das war der Rätner Siepen, Nachbar von Altenhof. Er hatte Geschäfte gehabt und war auf dem Heimweg. — Klaus war schon mit sich einig, daß er in der Stadt bleiben und Unterricht im Verständnis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nehmen wolle. — Detlev Siepen kam gelegen. — Detlev Siepen erhielt Auftrag, in Altenhof zu bestellen, daß man ihn erst nach einer Woche erwarten dürfe.

Man war es im Dorf gewohnt, Klaus anders handeln zu sehen als andere Leute — Detlev schüttelte nur innerlich den Kopf und fragte nicht nach. „Gut so.“ — Klaus und Detlev reichten sich die Hand Detlev ging nach Hause und Klaus zur Stadt zurück, um sich für eine Woche in seiner Herberge einzuquartieren.

Woher aber den Lehrer nehmen?

Erst dachte er an den Buchhändler, ging dann aber zum Zimmermann Ferdinand Ritters.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Muled Sidi-el-Huam.

Weit entfernt vom schönen Nilal, an der öden Westküste Ägyptens, hart am unwirtlichen Strande des stahlblauen Mittelmeeres steht eine einsame Moschee. Der Mekapilger, der von Marokko oder Algier oder Tripolis auf dem Landwege zum Grabe des Propheten wallfahrtet und in unermüdlicher Geduld und Ausdauer quer durch ganz Nordafrika läuft, läßt sich befriedigt im Schatten der bescheidenen Kuppel nieder, um sich an heiliger Stätte zu neuen Mühlsalen zu stärken.

Sidi el Huam! Das Grab des treuesten von Allahs Dienern liegt unter dieser Kuppel. Er ist vor vielen Jahren durch die Wüste gezogen und hat unter den Schlägen räuberischer Beduinen sein heiliges Leben lassen müssen. Nachher erfuhren sie, daß er ein heiliger Mann und Diener des Propheten war, und so sind die Söhne Allahs hingegangen und haben die Reste des armen alten Mannes begraben, und die zufällig in der Nähe wohnten, haben jeden Freitag ein Gebet am Grabe verrichtet. Und seitdem sind die Aulad-Allah — wie sie sich alle nach ihrem großen Stammvater nennen

—, einen so großen Heiligen in ihrem Lande zu besitzen, zu besitzen gern, auf welche Weise sie sich dieses Besitztum verschaffen haben. Als dann die ägyptische Regierung einige Kilometer weiter östlich eine Station errichtete, um von da aus dem Haschisch- und Tabakschmuggel zu steuern, der an dieser Küste schwungvoll betrieben wurde, erbaute sie über der Ruhestätte des Heiligen ein bescheidenes Grabmal aus Sandstein. Der Schemide von Ägypten, der vor ein paar Jahren durch die Wüste zog, um die Dase Sitwa (die alte Dase des Jupiter Ammon) zu besuchen, ließ nachher auf seine eigenen Kosten über dem Grabe von Sidi el Huam die schöne kleine Moschee aufführen, die in ihrer weltfremden Einsamkeit still daliegt und mit ihrem schlanken Minaret einem besetzten Wesen gleicht, das, über seine Umgebung höflich verwundert, einen langen Hals macht und mit großen Augen umherschaut.

Alljährlich findet dicht in der Nähe des Grabes zur Feier des Geburtstages des Heiligen ein Volksfest statt. Aus allen Gegenden der Wüste kommen die Enkel Ismaels gezogen, angehen mit bunten malerischen Gewändern und behängt mit ihren besten Waffen. Die Pferde sind ausnahmsweise sauber und herausgeputzt, und die Silberbeschlüge der Flinten blinken in der Sonne. Dicht zusammengedrängt lagern die Scharen der schwagenden Weiber, und den Rest des weiten Umkreises nehmen die männlichen Steppenbewohner aller Altersstufen ein, die nur als Zuschauer zum Feste gekommen sind. Die meisten lagern auf dem Rampe der Düne, die der Nordwind dicht bei der Moschee aus weißem, feinem Flugsande stellenweise zwanzig Meter hoch aufgeführt hat.

Zu zweien, dreien oder in größeren Trupps kommen die Söhne Allahs angetrabt. Die Sonne scheint hell und warm vom wolkenlosen blauen Himmel, und die weiße Moschee und der weiße Sand blenden. Überall glänzen die Flinten und die langen, silberbeschlagenen Pistolen, die in den bunten Gürteln stecken; überall leuchten helle, leuchten bunte Farben auf. Ja, wenn man sie so ansieht, sehen diese Männer gut aus. Scharf geschnittene bräunliche Gesichter mit dunklen Augen und schwarzen kurzgestutzten Bärten, hohe, breite Stirnen, schön gebogene Nasen. Ihre Pferde schreiten mutig drein, und den fürchterlichen eisernen Bügel, der ihnen den weichen Gaumen blutig drückt, den sieht man nicht. Die Sättel sind mit ihren hohen, breiten Rückenlehnen und mit dem hohen Holzbock vorn eigentlich etwas bequem und schwerfällig, aber sie sind mit schönen, buntgestrichen Wolldecken überzogen. Die Steigbügel sind eigentlich mehr Trittbretter, denn das fußlange starke Eisenblech ist in der Mitte so breit wie der große „Bulgha“ (Beduinensattel aus gelbem Saffianleder), in dem der nackte braune Fuß steht, an den beiden Enden sogar noch breiter.

Einigermassen beeinträchtigt wird für europäischen Geschmack das Bild des kühnen Reitersmannes nur durch den unvermeidlichen — Sonnenschirm, den jeder „bessere“ Beduine mit sich zu führen als durchaus notwendig erachtet.

Besonders schweigsam sind die braunen Wüstenjöhne nun gerade nicht. Von ihnen wie von den Verberinern, die am blauen Nil haufen, geht das Wort: „Neune reden, einer hört.“ Da sich aber ein jeder von ihnen durchaus Gehör verschaffen will, seine Rede jedoch vom allgemeinen Stimmengewirr verschlungen wird, so sucht eben ein jeder den Nachbar durch seine Stimmittel zu überbieten. Und da sich die Notwendigkeit, die trotzdem unverstandene Rede durch recht lebhaftes Gebärden verständlicher zu machen, geradezu aufdrängt, so sieht bei solchen Gelegenheiten die friedlichste Unterhaltung dieser Leute dem traditionellen Finale einer oberbayerischen Kirchweih nicht unähnlich.

Einige haben schon angefangen, ihre Reittänze zu zeigen. Ungefähr 800 Meter vom allgemeinen Versammlungspunkte stellt sich ein Mann auf. Auf einen Ruf von ihm lösen sich zwei oder drei Reiter blitzschnell aus der Menge und jagen auf ihn zu. Sie reiten um ihn herum und jagen dann wieder zum Ausgangspunkte zurück, wobei sie unterwegs plötzlich ihre Flinten abfeuern, um das Lär des Nachbarn scheu zu machen. Aber das Beduinensped ist an dergleichen Mähgen gewöhnt, und überdies macht ihm der eiserne Bügel, der sich in den Gaumen einbohrt, nebst der scharfen Ede des Trittbrettes, mit der der Reiter seine Weichen bearbeitet, genug zu schaffen. Das Spiel wird mehrere Male wiederholt, und jedesmal wenn die Pferde an den Weibern vorbeikommen, erhebt sich aus deren Mitte ein gellender Freudentriller, der den Weibern des Orients eigentümlich ist.

Plötzlich entsteht eine Bewegung: der Scheich Farag naht. Scheich Farag, der Umdeh der ganzen Gegend, kommt im höchsten Staate, umgeben von seinen Söhnen und einigen Freunden, in langsamem Trabe angeritten. Von weitem schon sieht man die vergoldeten Silberbeschlüge, mit denen Sattel und Zaumzeug über und über bedeckt sind, in der Sonne blitzen; von weitem sieht man auch die Wölbung des weißen, grüngefärbten Sonnenschirmes über seinem Haupte und die schillernden Seidenstoffe seiner Kleidung, in deren Falten sich der Wind fängt, so daß sie sich wie Segel blähen. Er ist ein schöner Mann, dem man seine vierzig Jahre nicht ansieht; sein etwas festes Christengesicht blickt ernst und würdevoll. Er ist aber auch ein kluger Mann. Wie alle seine Stammesgenossen, geht er mit der Wahrheit aus Prinzip sehr sparsam um, aber er versteht es, mit Anstand zu lügen. Bei allem, was er tut und sagt, ist er nur auf den eigenen Vorteil bedacht, ohne jede kleinliche Rücksicht auf das, was für den Nächsten daraus entsteht, aber jemand, der die Beduinen im allgemeinen und den Scheich Farag im besonderen nicht kennt, gewinnt

Diesen Eindruck nicht. Unter seinen Reuten ist er als Beduine, ein Blutsauger herabgelassen, und die Beduinen, die ihrerseits alles, was ihnen zu nahe kommt, nach besten Kräften ausbeuten, sagen unter sich mit Märtyrermienen: „Unsere Scheichs sind wie Säde, in die man Wasser gießt.“ — Vor den Beamten der Regierung aber und wenn er mit Privatpersonen spricht, spielt der Dmbeh die Rolle des Beschützers seiner Leute.

Das schöne Pferd, das der Scheich reitet, ist samt dem kostbaren Sattel und dem Zaumzeug, deren vergoldete Silberbeschläge in ihrer aufdringlichen Ueberladung dem barbarischen Geschmack des Beduinen entsprechen, ein Geschenk des Bizetönigs. Der Reid flüstert, es sei ein austrangiertes Wagenpferd.

Sobald der Scheich angekommen ist, rasen die Reiter zu zweien, dreien, viere, dahin, unterwegs ihre Flinten abfeuernd, die sie dann in die Luft werfen und geschickt wieder auffangen. Ein und wieder springt auch wohl der eine oder der andere mit beiden Füßen zugleich aus den Steigbügeln, um im selben Augenblick auch schon auf einem oder auf beiden Knien im Sattel zu hocken. Und die Weiber trillern, und ihre schwarzen Augen glänzen, und die jungen Mädchen durchsuchen mit scharfem Blick die Reihen der Männer.

Endlich, nach heftigem innerlichen Kampfe entschließt sich Scheich Farag. Er hat sich lange gefragt, ob's mit seiner Würde vereinbar ist, aber das Pferd ist doch erst leihweise vom Bizetönig geschenkt worden, und der Sattel und das Zaumzeug glänzen doch gar zu schön in der Sonne.

Er gibt seinen Sonnenschirm ab, sagt die Peitsche aus Rippelhaut fester und reitet in die Reihen. Es geht los — einmal, zweimal — noch einmal. Das Pferd ist nicht schlecht, aber die anderen laufen schneller. Ein vierter Start. Es stürzt dahin wie der Wind, die anderen nebenher. Die zweiten Kleider der Männer flattern prasselnd im Luftzug. Da schreit einer laut auf und löst die Flinte; Schrei und heftiger Knall folgen dicht hintereinander. So etwas gibt's in Kairo nicht —: das Pferd des Bizetönigs tut erschreckt einen heftigen Satz zur Seite und läuft leicht und ledig davon, während ein rundes Bündel weißer Gewänder auf dem Sande dahinkrollt, sich ein paarmal überschlägt und dann liegen bleibt. Alles kommt bestürzt hinzu — die Reiter sprengen heran — aber den Scheich hat Allah behütet, es ist ihm nichts geschehen. Langsam erhebt er sich und wird auf das inzwischen wieder eingefangene Pferd gesetzt. Der Sonnenschirm wird aufgespannt, und der Scheich reitet nachdenklich nach Hause. — Es ist peinlich. Wer möchte jetzt Scheich Farag sein? Die Beduinen legen ihre Vergnügungen fort. Sie und da werden die Köpfe zusammengesteckt, wird das Ereignis erörtert: nicht immer mit wehleidigen Mienen.

Die Männer reiten, schießen ihre Flinten ab, springen im Sattel in die Knie. Die Weiber trillern. Immer dasselbe. Jetzt reiten sie schon zu acht, zu zwölf, zu sechzehn: ein Trupp von sechzehn Mann rast donnernd über den harten Boden; eine dicke Staubwolke wirbelt hartnäckig hinterdrein. Bei der Wendung oben schießen sie die Flinten ab; es blitzt, es knallt, es wird geschrien. Eine große Staubwolke; einige sind zurückgeblieben, andere wenden ihre Pferde; mehrere Zuschauer laufen hin; es entsteht ein Auflauf. In Scharen kommen alle herbeigeströmt. Man hört rufen: „Wo ist der Doktor?“ Der Stationsdoktor kommt herbeigelaufen, drängt sich durch die Männer; man macht Platz. In der Mitte ist ein kleiner Kreis gebildet; ein Beduine sitzt auf dem Boden und hält im Schoße den Kopf eines jungen Reiters. Der liegt da und atmet schwer und schaut die neugierigen Gesichter der Reihe nach an. — Was ist's? Jemand hat aus Versehen den Mann angeschossen. Die faltenreiche Gewandung wird geküsst, das weite Beinleid herabgestreift. Der Verletzte sucht immer noch mit den Blicken, und sein jugendliches Gesicht wird bleich. Dicht unter der rechten Niere ist ein kleines Loch; der Doktor steckt den Zeigefinger hinein und holt ein Steinchen heraus. Das Gewehr muß mit kleinen Steinen und Staub geladen gewesen sein, denn der Doktor sagt, daß er noch viele Steinchen fühlt. Man läuft ins Stationshospital und holt eine Wadre. Der Mann wird darauf gelegt und weggetragen. Alles geht auseinander. Am Abend ist der junge Beduine gestorben. — Ein paar Freunde lauern ernst und schweigend draußen an der Hospitalmauer, und einer singt leise das alte melancholische Lied:

„Wie geht es der Alten, die um den todkranken Sohn wacht?
Wie dem Roffe, das mit dem Sattel fiel? —
Und einer zog ihm die Eisen ab,
Einer nahm die Wolldecke. —
Und wie steht's um den Gefallenen? —
Einer grub ein Loch,
Und einer brachte das Messer,
Und einer griff zu, es zu schlachten.“ —

(Die Mutter):

„Der Verstand, o Teure, ist dahin, unheilbar der Schmerz;
Er läßt nicht sterben und nicht gesunden!“)

*) Diese Uebersetzung des Liedes ist einer im vorigen Jahre in Kairo erschienenen Sammlung von J. C. Ewald falls: „Beduinen-Lieder der libyschen Wüste“ entnommen. Das Lied wirkt ein großes Schlaglicht auf den eigentümlich-praktischen Sinn des Beduinen, der bei einem gefallenen Pferde zuerst den Hammer holt, um ihm die Eisen abzuschlagen, die er noch verwenden kann, ehe er sich die Zeit nimmt, an die Tötung des Tieres zu denken. — (Die Zeilen 6—9 beziehen sich auf das gefallene Roß.)

Der den jungen Mann — mit oder ohne Absicht? — erschossen hatte, das konnte nicht ermittelt werden.

So lag am Abend im Wasser meines kleinen Hauses in der Nähe der Station und lag ich nach Westen, wo ich die Moschee in der Ferne an ihrem wellenartigen Strande sehen konnte. Hinter dem schlanken Minaret, etwas weiter seewärts, senkte sich die lamale blutrote Mondscheibe ins schwarze Wasser. Alles war geisterhaft still und starr, und die Moschee schien das einzige Werk von Menschenhand auf einem einsamen Planeten weit draußen im Weltraum. Ein paar Felsen im Meer, das schwarze melancholische Wasser, der düstere Mond, der in die Finsternis taucht und einen schwachen Schimmer aufs Wasser wirft, zur Linken der Strand mit der Moschee — das ist alles.

Die Kuppel ragt einsam und verlassen in die dunkle Luft, in welkender Einöde, westlich vom Rital, und drunter schläft der Heilige, Sidi el Nuam.

Art. Gaertner.

Stammeln, Näseln, Stottern.

Die Sprachstörungen der Kinder sind mannigfacher Art und erfordern eine möglichst frühzeitige und sorgfältige Beachtung. Eine der häufigsten Störungen ist das **Stammeln**, das oft mit dem Stottern verwechselt oder als ein geringer Grad von diesem angesehen wird. — Tatsächlich haben die beiden Leiden, wie Dr. Hugo Stern in der „Allgemeinen Wiener Medizinischen Zeitung“ nachweist, nicht das geringste miteinander gemein. Wenn etwa ein Kind von vier bis fünf Jahren den Buchstaben k nicht aussprechen kann und statt dessen t sagt — z. B. „Kaffeeanne“ statt Kaffeeanne — so liegt ein Fall von **Stammeln** vor. Sehr häufig können die Laute r, l und ch nicht wiedergegeben werden; am häufigsten aber versagt der Buchstabe s. Für ihn wird entweder ein anderer Buchstabe, z. B. ein t, eingesetzt („heit“ statt heiß oder „Wacher“ statt Wasser), oder das s und die anderen Zischlaute werden unrichtig ausgesprochen. Die Ursache dieses Fehlers ist eine Art von Ungeschicklichkeit der Sprachwerkzeuge, verspätete Sprachentwicklung, Unregelmäßigkeit des Gehirns oder des Gaumens und Ähnliches. Namentlich die Zeit des Zahnwechsels befördert derlei Unregelmäßigkeiten. Zur Heilung des Stammelns müssen die schuldtragenden Organe in jene Lage gebracht werden, die sie beim Normalsprechen haben. Fehlerhafte Lage der Zunge oder falsche Dirigierung der Atmungsluft wird mittels kleiner Sonden verbessert. Es gelingt auf diesem Wege fast immer, eine richtige Aussprache zu erzielen.

Ein weiterer Sprachfehler ist das **Näseln**, das in zwei Formen, als „verstopft“ und als „offenes“ Näseln, bekannt ist. In jenem Falle liegen in der Nase oder in ihrem rückwärtigen Zugange vom Nasen aus Verstopfungen vor wie Polypen und Ähnliches. Die Sprache erinnert an die wenig schönen Laute, die mit starkem Schnupfen behaftete Personen von sich geben. Sie klingt „tot“. Hier hilft der chirurgische Eingriff, nötigenfalls mit nachfolgender Sprachübungstherapie. Das offene Näseln ist dadurch gekennzeichnet, daß alle Vokale und Konsonanten durch die Nase gesprochen werden. Es handelt sich dabei um mehr oder weniger schwere Störungen der Gaumenmuskulatur. Auch nach Diphtherie bleibt manchmal näselnde Sprache zurück, die in vielen Fällen wohl wieder schwindet, manchmal jedoch recht hartnäckig ist. Dann ist eine besondere Sprachtherapie nötig.

Die schwerste und auch häufigste Sprachstörung ist das **Stottern**. Es ist durch das Auftreten von Krämpfen zu Beginn oder während des Sprechens in den dabei beteiligten Muskelgruppen gekennzeichnet. Diese Gruppen sind die Atmungs-, Stimm- und Artikulationsmuskeln. Beim Stottern werden diese Muskeln alle zugleich oder zum Teil von Krämpfen erfaßt, die den Patienten oft Sekunden lang an dem ersten Laut des auszusprechenden Wortes förmlich „Neben“ lassen und mit starker Rötung des Gesichts infolge der heftigen Anstrengung der versagenden Muskelgruppe verbunden sind. Dazu treten dann noch die sogenannten „Mitbewegungen“ wie Stirnzucken, Augenzwinkern, leichte Bewegungen der Füße und Ähnliches. Die Heilung des Stotterns ist meist nur durch Beseitigung der Ursachen möglich.

Ein „Kultur“-Dokument.

Dem „Globus“ vom 13. Mai entnehmen wir den Vorläuf folgender im belgischen Kolonialamtsblatt veröffentlichten Ladung in einem Scheidungsprozeß zwischen zwei Kongonegercheuten:

„In Anbetracht, daß nach Urkunde des Standesbeamten von Abakubi vom 23. Februar 1902 mein Mandant rechtmäßiger Ehegatte der Geladenen wurde; in Anbetracht, daß die Geladene ihren Gatten seit ungefähr zwei Jahren verlassen hat; in Anbetracht, daß sie ungeachtet aller Nachforschungen unauffindbar blieb — geschehe es, daß am 19. Februar 1909 auf Antrag des genannten Kongoa, Sergeant im Lager von Lufi, geboren zu Djabbir als Sohn von Edjele und Abongo, beide gestorben, ich der Unter-

geliebte André Loemba, Gerichtsbote am Tribunal 1. Instanz des Niederfongo, Kenntnis hiermit gebe an Alimao, Sangu, hälterin, geboren zu Lobi, Tochter des M'Wanga und der Mafole, beide gestorben, zu erscheinen am 23. April 1909, vormittags 9 Uhr, vor dem bezeichneten Tribunal, legend als Zivilgerichtshof im gewöhnlichen Sitzungssaal auf dem Plateau zu Boma, um aus den angeführten Gründen und noch manchen anderen in der Sitzung geltend zu machenden aussprechen zu hören die Entscheidung zwischen ihr und meinem Mandanten.

Unter besonderem Hinweis darauf, daß das Urteil ohne Sicherheitsleistung, jedoch unter Vorbehalt der Rechtsmittel für vorläufig vollstreckbar erklärt und sie zu allen Kosten des Rechtstretens in erster Instanz verurteilt wird.

Endlich in Anbetracht, daß die Genannte weder Wohnsitz noch bekannten Aufenthalt hat, habe ich Abschrift des Gegenwärtigen an die Haupttür des Sitzungssaales des Tribunals 1. Instanz des Niederfongo, tagend zu Boma, angeheftet; habe ich noch einen Auszug des Gegenwärtigen eingerückt im Bulletin officiel durch Vermittlung des Justizdirektors in Boma. Kosten des Aktes sechs Franken.

gez. André Loemba, Gerichtsbote."

Es steht nicht zu befürchten, daß die „Alimao, Tochter von M'Wanga und Mafole“, dieses Aktenstück zu lesen bekommt. Schon deshalb nicht, weil sie sicher nicht lesen kann. Anderenfalls würde sie sich sicher bei der Letztüre dieses Juristenfranzösisch durch Plucht in die Urwälder noch „unauffindbarer“ machen, als sie schon ist. Aber wenn sie der Gerichtsbote nach ergangenem Urteil auch erreicht wird, er wird die Pfändung für fruchtlos zu erklären haben. Denn sie besitzt sicher nur unentbehrliche Gegenstände, die treulose Alimao. Ihr ganzer Reichtum ist gewiß ein Schurzfell und ein Nasenring. Schade um die sechs Franken, die durch das Urteil dem an sich schon schwer gezeichneten Ehemann erwachsen sind. Die öffentlich geladene Kongoenerin ist aber jedenfalls eine interessante „Kultur“-erscheinung.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Schrägschrift oder Steilschrift in der Schule?

Diese Frage ist in den letzten Jahren in ihrer Bedeutung für Schule und Hygiene eifrig diskutiert worden. Es handelte sich darum, festzustellen, ob Schrägschrift oder Steilschrift günstiger für die Gesundheit des Schülers ist, und es schien, in der letzten Zeit, als ob die Steilschrift den Sieg davongetragen habe; sie wurde vielfach eingeführt und bevorzugt. Wie in der „Revue“ mitgeteilt wird, hat nun die französische „Liga für nationale Schrift“ das Problem durch eine besondere Kommission untersuchen lassen, die beide Systeme vom pädagogischen und vom medizinischen Standpunkte aus prüfen mußte. Die Kommission bestand aus Ärzten (Chirurgen, Orthopäden, Augen Spezialisten) und Schulinspektoren; sie veröffentlicht jetzt die Ergebnisse ihrer Arbeit. Danach ist die Schrägschrift vorzuziehen, und zwar zugleich aus orthopädischen wie aus ophthalmologischen Gründen. Einstimmig gibt die Kommission ihr Gutachten dahin ab, daß der Schüler bei der Steilschrift keine normale Haltung bewahren kann. Der rechte Arm verkrümmt sich beständig und dadurch entsteht eine Muskelermüdung, die bei denen, die bereits eine Anlage zur schlechten Haltung haben, diese Dispositionen verstärken muß. Die Schrägschrift dagegen läßt eine korrekte Haltung zu, die ohne Ermüdung und ohne eine gesundheitsschädliche Verschwendung von Anstrengungen beibehalten werden kann. Eins der Hauptargumente, das von den Gegnern der Schrägschrift stets angeführt wird, ist: die Beförderung der Kurzsichtigkeit durch diese Art des Schreibens. Der Bericht wendet sich gegen diese Annahme und stellt fest, daß in Wirklichkeit das Kind, das sich der Schrägschrift bedient, der Gefahr der Kurzsichtigkeit nicht mehr ausgesetzt ist als das Kind, das Steilschrift anwendet. Die Kurzsichtigkeit hat nach den eingehenden Untersuchungen von Javal, die in neuester Zeit von Mutelet fortgesetzt worden sind, ganz andere Ursachen. Sie rührt außer der ungenügenden Beleuchtung besonders von der Gewohnheit her, die Augen allzu nahe an die Schrift zu bringen, den Kopf zu sehr herabzubiegen, eine zu blasser Tinte zu verwenden. Auch das Lesen in schlecht gedruckten Büchern übt schädlichen Einfluß aus. Für die große Rolle, die eine ungenügende Beleuchtung bei dem Entstehen der Kurzsichtigkeit spielt, wird ein Fall angeführt, in dem zehn Kinder (Knaben und Mädchen) einer Familie mit Ausnahme eines einzigen in einer Kellerwohnung aufwuchsen, die nur durch ein Gitterfenster von der Straße her Tageslicht erhielt. Neun Kinder waren kurzsichtig und trugen Brillen, nur das einzige Kind der Familie, das von Kleinauf bei den Großeltern auf dem Lande erzogen war und Sonnenlicht gehabt hatte, besand sich im Vollbesitz seiner Sehkraft. Die Kurzsichtigkeit hat mit der Schrägschrift nichts zu tun; sie herrscht ebenso stark unter den Schülern, die gleich in Steilschrift unterrichtet worden sind. Es ergab sich, daß die Kurzsichtigen in den oberen Klassen der Gymnasien besonders zahlreich sind, wo man im allgemeinen nicht mehr viel Zeit auf die Schrift verwendet. Das Endergebnis ist, daß der Schrägschrift,

die übrigens nach Mutelet auch eine größere Geschwindigkeit erlaubt, als die Steilschrift, der Vorzug zu geben ist.

Physiologisches.

Veränderung der Haarfarbe nach den Lebensaltern. Es ist eine fast allgemeine Beobachtung, daß im Verlaufe der Entwicklung des Individuums die Farbe des Haares nachbunkelt. Jede Mutter hat dies an ihren Kindern schon wahrgenommen. Blond geht in Braun über, dieses wieder in Schwarz. Die Vushen in seiner Menschenkunde teilt, besagen nach Mateiglas Untersuchungen in Prag von 27,8 Proz. im Alter von 5 Jahren noch blonden Schulkinder mit 14 Jahren diese Farbe nur noch 9 Proz., hingegen war die Zahl der bei Beginn der Schulzeit 10,7 Proz. betragenden dunkelbraunen und schwarzen Kinder im Alter von 14 Jahren auf 17,8 Proz. angewachsen. Mateiglas beobachtete ferner, daß die Landkinder eine größere Farbenbeständigkeit aufwiesen, d. h. ihre Haarfarbe — wie auch die Farbe der Augen — bunte mit fortschreitenden Jahren nicht so stark nach wie die der Stadtkinder. Er führt diese Erscheinung darauf zurück, daß bei vielen Stadtkindern die helle Färbung ein Zeichen schwächerer Konstitution bedeuete. Nach Pigners Untersuchungen sind fast alle Kinder (in Westdeutschland) vor vollendetem ersten Lebensjahre blond, nur 8 Prozent der männlichen und 18 Prozent der weiblichen brünett; im Alter der endgültigen Haarfarbe sind es nur noch 20 Prozent der Männer und 13 Prozent der Weiber. Beim männlichen Geschlecht vollzieht sich die Umwandlung von hell zu dunkel häufiger und viel schneller als beim weiblichen, dafür aber spielt sie sich bei letzterem viel gleichmäßiger ab. Nach dem 40. bis 50. Lebensjahre beginnt die Haarfarbe durch Ergrauen sich zu verändern. Das Ergrauen der Haare beruht darauf, daß der Farbstoff mehr und mehr verschwindet und an seine Stelle in den markhaltigen Kanal des Haarschaftes kleine Luftbläschen treten. Der Zeitraum zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre dürfte als derjenige anzusehen sein, wo die Haarfarbe endgültig feststeht, also für anthropologische Untersuchungen verwendet werden kann. Bemerkenswert ist noch, daß die Haarfarbe bei einem und demselben Individuum nicht an allen Körperstellen dieselbe ist.

Optik.

Warum ist der Schaum weiß? Das Meerwasser ist grün, und doch ist der Schaum weiß; oder das Bier ist braun, aber sein Schaum ist weiß. Auch Tinte, sei sie schwarz oder rot oder von irgendeiner anderen Farbe, setzt einen weißen Schaum an. Die physikalische Erklärung dieser allbekannten Erscheinung liegt darin, daß jeder Körper, der alles einfallende Licht zurückwirft, immer weiß aussieht. Aus demselben Grunde sind alle Gegenstände weiß, wenn sie in ein ganz feines Pulver verwandelt werden, zum Beispiel auch schwarzer Marmor. Schaum ist eben nichts anderes als gewissermaßen pulverisiertes Wasser.

Völkerkunde.

Die Indianerin im Wochenbett. Im Anschluß an einen Artikel der „Pol.-Anthrop. Revue“ (1909, Heft III) berichtet „Die Umschau“ vom 8. Mai das folgende: Unleugbar hat die moderne Kultur auf die Körperkonstitution des Menschen einen begrenzenden Einfluß ausgeübt. So ist z. B. leider ein großer Teil der Geburten bei den Kulturvölkern nur mit ärztlicher Hilfe möglich. Mit welcher Leichtigkeit der natürliche Vorgang der Geburt dagegen noch bei den Indianern sich abspielt, darüber macht der im nordamerikanischen Indianerterritorium von Epokane praktizierende Arzt Dr. Ménager interessante Mitteilungen: Gelegentlich eines Aufenthaltes im Jesuitenkollegium des genannten Territoriums geschah es, daß einer der Padres zur Taufe eines Indianerkindeß berufen wurde, das vor zwei Tagen während einer zu Pferde unternommenen Reise seiner Mutter geboren worden war. Die Wöchnerin fehlte nach erfolgter Taufe ihre anstrengende Reise zu Pferde sogleich fort. Derselbe Vater berichtete, daß einmal eine Assibon-Indianerin mit ihrem soeben geborenen Kinde das Zimmer betrat, um die Taufe des Kindes vornehmen zu lassen. Die Frau hatte unmittelbar vorher eine Strecke von 18 Kilometer zu Pferde zurückgelegt und das Kind während des Rittes geboren. Nach vollzogener Taufe des Kindes bestieg die Wöchnerin sofort wieder das Pferd, um zu dem Lager ihres Stammes zurückzukehren. Bei den Assibon- und Grosventre-Indianern halten die Frauen niemals nach der Entbindung Ruhe ein, ohne daß deshalb je schädliche Folgen eintreten. — In gleichem Sinne äußerte sich der Superior des Jesuitenkollegiums in Colville, der erzählte, daß er einmal gelegentlich einer Inspektionsreise von einer Indianerfamilie zum Abendessen für 4 Uhr nachmittags eingeladen gewesen sei. Im Hause angekommen, wurde er davon verständigt, daß die Mahlzeit erst um 8 Uhr abends stattfinden könnte. Die Frau seines Wirtes hatte sich nämlich im Gefühl der herannahenden Entbindung, um keine Störung des Gatten zu verursachen, in das ziemlich weit entfernte Haus einer Verwandten begeben; dort brachte sie das Kind zur Welt und kam abends nach Hause, um die Mahlzeit für den Gast zuzubereiten. Auch im Gebiete von Ida und Washington unterbrechen die Indianerinnen anläßlich der Niederkunft weder ihre Reisen noch ihre gewöhnlichen Arbeiten.